

Eine völlig normale Geschichte

Fünf Minuten, nachdem ich mich zur Umkehr entschlossen habe, um nicht noch weiter in das unbekannte Gebiet hineinzugeraten, aus dem ich erst in der Finsternis wieder herausfinden würde, trete ich mit dem rechten Fuß auf einen Kieshaufen, der locker auf einer Platte liegt. Wie so oft in kleinen Momenten der Unachtsamkeit, die sich im vermeintlich leichten Gelände einstellen, stolpere ich, aber dieses Mal gelingt mir kein Stunt, ich rutsche mit solchem Schwung aus, dass es kein Halten mehr gibt, ich kann nur wie ein Passagier die Reihenfolge des Aufpralls mitverfolgen. Rechter Ellbogen, Steißbein, Kopf, dann schieße ich über die Platte, mein rechter Fuß verfängt sich in einem kleinen Karstloch, das Knie gibt mit dem Geräusch mürben Leders nach. Ich fühle allzu genau, wie die Knorpel auseinandergleiten und gleich wieder einschnappen wie ein loses Scharnier. Der Fall war nicht tief, im Grunde nur ein gröberer Sturz, aber mein Unterarm ist taub. Die Wunde am Hinterkopf blutet gleich, die in der Hand erst, als ich den Stein aus dem Ballen ziehe.

Wie ich so daliege, geht mir durch den dummen Kopf, dass ich diesmal wahrlich zu weit gegangen bin, aber das Gefühl habe ich ja immer beim Bergsteigen, schon deswegen, weil es jeder alpinen Ethik widerspricht, hier alleine heraufzugehen. Ich habe mich vor drei Stunden auf dem Weg vom Wassertal herüber, während des stundenlangen Auf und Ab über das Plateau schon so ausgesetzt gefühlt wie ein Taucher im Ozean. Doch weil ich immer ein wenig Angst habe, nahm ich mich

nicht ernst und gab dem Drang nach, die Plankamira im dritten Anlauf endlich zu erreichen. Vielleicht habe ich in meinem Leben schon zu viele Bergabenteuerberichte gelesen, sodass ich wirklich zu glauben begann, es sei wichtig, gegen die eigene Furcht anzuarbeiten.

Nur mit dem Fernglas wäre zu erkennen, was hier nicht Natur ist, die Bergstation eines kleinen Skigebiets im Süden, etwas näher, aber immer noch einen Kilometer Luftlinie entfernt, die winzige Holzhütte der lokalen Bergrettung, die man nur sieht, wenn man weiß, wo sie steht. Am Himmel nicht ein Kondensstreifen. In dem Moment, in dem ich feststellen muss, dass ich aus eigener Kraft nicht mehr heimkommen werde, ist mein erstes Gefühl die Furcht vor dem Zorn der Bergretter, die schon alleine deswegen schimpfen werden, weil ich mir in der Pandemie solche Unternehmungen erlaube. Als reichte der körperliche Schmerz noch nicht, stelle ich mir die Meldungen in den Lokalnachrichten vor. »Arthur K. (44) hat wegen seines fahrlässigen Verhaltens zusätzlich zu einer Beinamputation mit einer Anzeige zu rechnen.« Darunter dann zwölftausenddreihundertdreißig Hasskommentare mit dem Tenor: »Lasst den Trottel verrotten da oben!«

Mit der guten Hand versuche ich das Handy aus der Seitentasche des Rucksacks zu ziehen – und da erweist sich die Furcht gleich als unbegründet, ich habe keinen Empfang, nicht einmal der Notruf kommt durch. Die Angst verwandelt sich in Zorn gegen mich selbst, gegen meinen Sparzwang. Wer hat denn noch ein iPhone 8, wer geht denn mit so einem schlechten Empfang in die Berge?! Von Skitouren mit Freunden von der Tauplitz herauf weiß ich, dass ihre Smartphones hier wohl tadellos funktionieren würden.

Ich muss mich also für einige Zeit hier einrichten und packe meinen Oberschenkel. Vor Schmerz kotze ich die beiden kaum

verdauten Müsliriegel wieder heraus, die ich vor einer halben Stunde auf dem Gipfel gegessen habe. Wenigstens treffe ich in das Karstloch, das mir meine Bänder zerrissen hat. Wenigstens ist es mein ohnehin schon ruiniertes Knie, nicht das gute.

Als ich im Jahr 2006 den Besitz meines Onkels, der seit meiner Kindheit einigen Anteil an meinem Leben genommen hatte, entsorgen musste, erkannte ich angesichts seines sorgfältig angelegten, viele Ordner umfassenden Zeitungsarchivs, seiner in Dekorpapier eingeschlagenen Bücher, der kiloschweren Bildbände über romanische Sakralbauten, seiner Barockplatten-Sammlung oder zweier Schränke voller Gartenbücher und verblasster *Mein-schöner-Garten*-Zeitschriften erst wirklich die Dimension eines einzelnen Lebens. Und daran, wie schnell, noch vor dem Tod des Onkels, der Efeu alle Blumen, der Giersch alle Beete, die Brombeeren alle jungen Bäume erstickt hatten, die Nichtigkeit seiner Anstrengungen.

In diesem für die Jahreszeit viel zu kalten April hatte ich mehr Zeit, als mir lieb war, da mir der Einstieg in das Erwerbsleben misslungen war. Die Werkvertragsstelle im Literaturarchiv war vor einer Woche ausgelaufen, ohne dass man mich angestellt hätte, wie mir die Leiterin bedauernd mitteilte, »die Mittel, Sie wissen ja!«. Zwei Monate lang hatte ich den Vorlass einer Schriftstellerin sortieren müssen, die ihren Erfolg um ein Jahrzehnt überlebt hatte. Siebzehn Ordner, gefüllt mit Korrespondenz, rigid geordnet nach dem Eingangsdatum. Die Briefe ihrer fünf Kinder aus den Internaten hingen gelocht zwischen den Nachrichten der Verlage und Zeitschriften. Als man mir mitteilte, dass mit dem Tod der Autorin auch das

Projekt auslaufe, ging ich zurück an meinen Arbeitsplatz unter der Dachschräge und stopfte meine paar persönlichen Dinge in einen Hofer-Sack, dann suchte ich nach der Mappe »Korrespondenz A bis B« und stahl daraus den Brief, den Thomas Bernhard seiner Kollegin geschrieben hatte. Wobei es »Brief« und »geschrieben« nicht ganz trafen, er hatte nur einen Satz als Antwort auf eine nicht bekannte Frage getippt: »Die Natur ist ein ernster Gegenstand«, darunter nur noch seine Unterschrift.

Wie um mich selbst ganz auseinanderzunehmen, war ich an diesem Abend nach Hause gefahren und hatte mit Johanna Schluss gemacht. Sie hatte es ärgerlich leicht genommen. Gleich am nächsten Tag fuhr sie für eine Woche ins Salzkammergut zu ihrem Vater, der damals schon sehr krank war. Sie sagte zum Abschied ohne jede Harschheit, ich wisse ja, was mir gehöre, den Schlüssel für die Wohnung könne ich einfach in den Briefkasten werfen. Unsere Trennung vollzog sich vollständig binnen einer Woche.

Wenn ich es richtig mitbekommen habe, ist Johanna nie mehr wirklich nach Linz zurückgekehrt, sie arbeitet seither als Landärztin in Hallstatt, führt die Ordination ihres Vaters weiter und hat ihrer Zwillingschwester den Mann ausgespannt. Johanna ist augenscheinlich eine Frau geblieben, die sich im Gegebenen schnell einrichtet. Ich vermisse sie jetzt wieder öfter, seit ich den Vergleich zu anderen Frauen habe, der – was mein unbehelligtes Dahinleben betrifft – zu ihren Gunsten ausfällt. Das liegt ein halbes Leben zurück, ich würde sie wohl nicht einmal wiedererkennen, wenn sie vor mir stünde, mein Sinn für Gesichter ist sehr schwach. Wahrscheinlich denke ich ja eher an die seltsame Gegend, in die Johanna zurückgekehrt ist. Wie lebt es sich in einem Themenpark für asiatische Touristen? Muss sie häufiger wund gelegene Alte betreuen oder verstopfte Gäste? Ob sie wohl die Raubkopie ihres Dorfes

in Südchina besucht hat? Wäre das nicht ein Setting für einen Gruselroman, das unheimlich Vertraute?

Unheimlich vertraut war mir auch das Haus meines Onkels, vor dessen Haustür ich einen Monat nach seinem Tod stand. Mindestens einmal im Monat war ich zu ihm nach Wilhering gefahren, in diese in die Jahre gekommene Einfamilienhaus-siedlung. Ich hatte ihm bei schwereren Gartenarbeiten geholfen oder war mit ihm zur nahen Donau gefahren, wo er mir vergeblich beizubringen versuchte, all die Wasservögel auseinanderzuhalten. Ich hatte ihn zuletzt am Ostersonntag besucht und war überrascht, wie schnell das Haus seine Unbewohntheit anzeigte. Zwei Tage danach hatte er mich aus dem Krankenhaus angerufen, er machte irgendeinen Wortwitz über »dein Onkel in der Onkologie«, und noch bevor ich fragen konnte, was denn los sei, teilte er mir recht knapp mit, dass er den Ärzten die Operation erlaube, obwohl sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gelingen werde. Natürlich war mir aufgefallen, dass er sehr blass war und abgenommen hatte, aber blass waren wir alle in diesem ersten klaren Frühjahrslicht, und ich hatte es bei ihm auch auf die natürliche Verwitterung eines alten Menschen geschoben, von denen ich zu wenige regelmäßig sah, um einen Vergleich zu haben. Der Onkel erriet meine Gedanken, er habe mir den ersten Frühlingstag nicht verderben wollen bei meinem Besuch, aber jetzt müsse er mir doch Bescheid geben, die Entwicklung sei höchst ungünstig ausgefallen. Ja, sagte ich nur, ja. »Mach dir keine Sorgen«, sagte er, »alles wird vergebens gewesen sein – wie bei allen Menschen vor mir. Eine völlig normale Geschichte.« Erst Jahre später fiel mir auf, dass er Marlen Haushofers letzten Tagebucheintrag zitiert hatte. Ich bot an, sofort loszufahren und ihn noch zu besuchen. Er sagte, heute sei es zu spät, wenn er morgen noch lebe, reiche es ja.

Eine Woche später war ich zum Haus gefahren, um den guten Anzug für das Begräbnis abzuholen. Vier Wochen später sahen die Fensterscheiben aus, als hätten sie grauen Star, der Putz war fleckig. Den Efeu, der wolkenförmig schon fast die Eingangstür erreicht hatte, empfand ich als ziemlich aufdringliche Metapher für den Tumor im Kopf des Onkels. Beim Einparken merkte ich, wie groß die Autos geworden waren, ich konnte in der engen Garage kaum die Fahrertür aufmachen, dabei fuhr ich damals auch nur einen alten, billigen Kombi. Die Haustür war unversperrt, man hätte hier jederzeit einbrechen können. Hatte ich vergessen, abzusperrern, oder war jemand anderer in der Zwischenzeit hier gewesen? Mein Onkel hatte außer mir keine Angehörigen hier in Österreich (und auch ich im Grunde nur ihn, ich kann meine Mutter irgendwie nicht zählen).

Wenig überraschend roch es in der Diele nach unbewegter, feuchter Luft, und wenig überraschend lag auf den Möbeln und auf dem Boden eine gleichmäßig dichte Staubschicht. Aus einer Laune heraus nahm ich den hinter der Haustür lehnen den Besen und kehrte mir eine Schneise zur Schnapsbar frei, die Getränke würde ich ja ohnehin wegleeren müssen. »Bei Staubbildung Rettungsgasse!«, fiel mir ein, als ich den ersten Schluck Sliwowitz getrunken hatte, nach dem zweiten lachte ich über meinen eigenen Witz und freute mich, nicht nur das alte Haus, sondern auch die Witzelsucht des Onkels geerbt zu haben. Ich lachte Tränen, bis ich nur noch weinte.

Am nächsten Morgen war ich für einige verwirrende Sekunden orientierungslos, dann fand ich mich im Gästezimmer wieder, das eine Zeit lang mein Kinderzimmer gewesen war. Das scheußliche, großflächige Siebziger-Jahre-Muster der Tapete machte den Raum eng. Ich tappte in die Küche und brachte

die Kaffeemaschine in Gang. Sie röchelte wie Darth Vader. Der Onkel hatte die Tasse behalten, auf der mein Name in Fraktur stand. In der Speisekammer fand ich eine Packung Biskotten. Ich tunkte eine davon in den Kaffee, biss ab und wartete, ob sich jetzt eine Art Madeleine-Erlebnis einstellen würde, eine intensive Erinnerung an die Morgenstunden, in denen mir der Onkel den Kakao gemacht hatte und dazu Schlager im Regionalradio liefen. Aber die Empfindungen blieben schal und ausgeraucht wie der Kaffee.

Weil ich es noch nicht übers Herz brachte, die Ordnung im Haus zu zerstören, die Papiersedimente abzugraben und die Dinge, die mein Onkel gemocht hatte, in Müllsäcke zu stopfen, beschloss ich, zuerst die Arbeit im Garten anzugehen. Eine Herausforderung, die mir lohnender erschien. Der Rasen war gelb vor Löwenzahn, die Beete unter dem Unkraut kaum noch zu erkennen. Nur die Pfingstrosen hatten sich nicht verdrängen lassen. Ich dachte wieder an das Wuchern der Metastasen und dass Krebszellen angeblich unter dem Mikroskop richtig schön aussehen, wie kleine protuberierende Sonnen. Obwohl es zu regnen begann, machte ich mich daran, mit bloßen Händen den Efeu von den Pflastersteinen zu reißen. Anfangs noch energisch, bald mit blutenden Nagelbetten und zunehmendem Stechen im Rücken. Ich ging damals zwar dreimal in der Woche ins Fitnesscenter, nach ein paar Wochen hatten die Hemden begonnen, angenehm an den Schultern zu spannen. Für körperliche Arbeit, das sah ich nun unter Schmerzen, hatte ich jedoch die falschen Muskeln, nur die zum Renommieren, aber keine in den Unterarmen und um die Wirbelsäule. Zwei Erdhummelnester zerstörte ich, das tat mir leid, aber wer weiß, was ihnen die Käufer des Hauses antun würden. Bei mir durften sie leben und zornige Ellipsen um meine dreckigen Hosenbeine fliegen.

Während ich riss und rupfte, während mir der Regen ins Genick und auf den Steiß fiel, überkam mich die Erinnerung an den 1. Mai 1986, an dem uns der Fallout erreicht hatte. Meine Mutter war mit mir wieder einmal zum Onkel gefahren, sie musste in seinem Haus geschlafen haben, als es zu regnen begann. An die Dringlichkeit, mit der mich der Onkel hineinscheuchte, erinnere ich mich, ich dachte, er wolle nicht, dass ich mich schon wieder verkühle. Und durch das Fenster sehe ihn noch im schweren Regen durch den Garten gehen und die Dinge aufsammeln, die Mutter und ich dort achtlos liegen gelassen hatten. Der Onkel trug wortlos nasse Decken, Bilderbücher und Kisten mit Playmobil herein. Sein Tumor wird ihm nicht wegen des Cäsiumregens gewachsen sein, und nicht wegen unseres Umgangs mit seinen Sachen, aber weil die Zeitungen voll mit Artikeln zum zwanzigsten Jahrestag von Tschernobyl waren, stöberte mein Gewissen offenbar in der Vergangenheit herum wie ich selbst in diesem Haus. Ich dachte, dass es sich jetzt auszahle, mich in ein Internat gesteckt zu haben, denn der Katholizismus flutet die Kinderseelen mit Schuldgefühlen so wie die Kaliumiodidtabletten unsere Schilddrüsen, damit sich darin nichts tatsächlich Gefährliches einnisten kann.

Am Nachmittag sammelte ich erschöpft die Masse des Grünschnitts und lud sie auf einen Anhänger, den mir der Nachbar angeboten hatte, als er mich gegen die Pflanzen kämpfen gesehen hatte. Schnell war die Ladefläche voll, es hatte lange nicht alles auf einmal Platz, trotzdem schien im Garten überhaupt nichts zu fehlen. Alleine würde ich das nie schaffen. Im Altstoffsammelzentrum fragte ich mich durch, ob man nicht eine Firma für die groben Arbeiten empfehlen könne, und eine der Frauen in der Sortierhalle suchte mir den Namen eines Holzschlägers aus dem lokalen Telefonbuch. Ich wählte die Nummer. Entgegen meinen Erwartungen sagte er

sofort zu, er werde gleich morgen in der Früh vorbeikommen und sich die Sache ansehen. Vielleicht hatte der Mann auch gerade mehr Zeit, als ihm lieb war.

Der Regen fiel jetzt schwer, an Gartenarbeit war nicht mehr zu denken. Ich brachte den Anhänger zurück, das Angebot des Nachbarn, mit seiner Familie zu Abend zu essen, schlug ich aus, nur vom Bier, das ich ihm zum Dank gebracht hatte, tranken wir im Stehen. Ich ging hinauf zum Haus und hinauf in den Dachboden. Eigentlich hatte sich seit der Zeit, in der ich hier gespielt hatte, nicht viel verändert, nur war der Efeu schon unter das Dach gekrochen und hatte begonnen, die Ziegel anzuheben. An einer Stelle tropfte der Regen herein. Ich stellte einen Kübel darunter und ließ es mit der Arbeit für diesen Tag gut sein.

In der Eichenholz-Küche schnitt ich Brot und Käse, öffnete eine zweite Flasche Bier und setzte mich auf die Eckbank. Für gewöhnlich las ich immer beim Essen, aber die hinterlassenen Papierberge meines Onkels lähmten mich, genauso wie der überwucherte Garten. Ich fragte mich beim Essen tatsächlich, was sich denn noch zu tun lohne, ob sich das alles überhaupt noch auszahle. Ich rechnete meine verbleibende Lebenserwartung aus. Ein bisschen Alkohol wird sie bestimmt nicht verkürzen, dachte ich, und dass der Sinn der ganzen Lebensanstrengung nur darin bestehe, dass einem das Bier nach der Arbeit besser schmeckt. Fast wäre ich am Tisch eingeschlafen, und als ich müde aufstand, merkte ich, dass mich morgen ein umfassender Muskelkater erwarten würde. In der Hausapotheke des Onkels hatte ich am Vortag ein Fentanylpflaster gefunden, das könnte ich mir morgen dann ja aufkleben. Was ich zum Glück nicht machte, es war bloß eine Bieridee gewesen, und erst später begriff ich, was es mit dem Opioid auf sich hatte – der Onkel muss es sich aus Furcht vor unerträglichen Schmerzen

besorgt haben. Merkwürdig war, dass ich es später fachgerecht entsorgen wollte, aber partout nicht mehr finden konnte.

Es hatte die ganze Nacht durchgeregnet, und die Männer, die in der Früh vor der Haustür standen, sahen missmutig unter ihren tropfenden Hüten hervor. Nur der Unternehmer gab mir die Hand, seinen vier Arbeitern rief er etwas in einer Sprache zu, die ich erst später als Rumänisch erkannte, woraufhin sie zum Lieferwagen gingen und das Werkzeug aufnahmen. Zu zweit begutachteten wir die Aufgabe. Mir kam mit einem Mal die Befürchtung, dass es nur noch der Efeu selbst sei, der das Mauerwerk mit seinen Ranken zusammenhielt. Wir umrundeten das Haus, der Unternehmer machte sich Notizen und nannte mir am Ende einen Preis, der offensichtlich mein Gesicht zum Entgleisen brachte, denn er warnte mich nicht nur vor den irreparablen Schäden am Haus, sondern zählte mir auch die Mühen eines Betriebs (er nannte seine Firma mehrmals »KMU«) heutzutage auf, der von der Bürokratie genauso umschlungen werde wie die »Liegenschaft« hier vom Efeu. Ich winkte ab, es half ja nichts. In diesem Zustand würde ich das Haus ohnehin nicht verkaufen können, nicht einmal als »Bastlerhit«.

Schon nach den zehn Minuten im Freien war ich völlig durchnässt, wie musste es erst den Arbeitern gehen, die der Chef jetzt bei mir zurückließ? Ich ging ins Haus und zog mich um, bald würde mir das Gewand ausgehen. Es war kalt, aber ich traute mir nicht zu, die Ölheizung zum Laufen zu bringen. Aus schlechtem Gewissen stellte ich unter Schmerzen die Kiste Bier auf den Balkon, von dem sich die vier Rumänen keines nehmen würden. Sie stammten, wenn ich sie richtig verstand, alle aus Maramureș, nur einer sprach leidlich Deutsch. Den ganzen Vormittag über ließen sie die Motorsägen kreischen,

doch es schien ein Problem mit dem Efeu zu geben, das sie mir nicht recht erklären konnten.

Später fuhr ich sie in das einzige Wirtshaus in der Gegend, das zu Mittag geöffnet hatte. Ich überlegte, sie nach den siebenbürgischen Dörfern zu fragen, in die man die Protestanten aus dieser Gegend hier deportiert hatte, aber die Konversation verlief schon schleppend genug, und ich glaubte daraus nur erraten zu können, dass sie alle zwei Wochen gemeinsam nach Hause zu ihren Familien fuhren und dass es ihnen wichtig war, mir mitzuteilen, dass sie keine Roma seien. Ich versuchte, mir mein Unbehagen darüber nicht anmerken zu lassen, aus der falschen Höflichkeit, unter der ich seit jeher leide. Die Arbeiter aßen Braten, ich den gebackenen Emmentaler. Ich forderte sie auf, auch eine Nachspeise zu bestellen, aber sie wollten oder verstanden nicht. Sie sprachen auch wenig untereinander, als wollten sie mich nicht ausschließen, doch das machte alles noch unbehaglicher.

Als die Männer ihre Arbeit wieder aufnahmen und sich im stetig strömenden Regen daran machten, auf das Dach zu steigen, rief ich meine Tante an. Sie war nun außer mir die einzige geschäftsfähige Verwandte. Seit Jahrzehnten lebte sie in der Nähe von Johannesburg; sie war mit ihrem Mann in den Siebzigern ausgewandert und nach seinem Tod »unten« geblieben, wie sie sagte, weil sich eine Rückkehr jetzt auch nicht mehr auszahle, obwohl sie hier in Südafrika in ihrem Alter keine neue Hüfte mehr bekomme, und obwohl sich die »Farbigen« jetzt aufführten, als wären sie die Herren des Landes. Dazu schwieg ich wie immer, um meine letzte Verwandte, mit der ich noch reden konnte, nicht auch noch zu verlieren. Als junger Student hatte ich sie darauf hinweisen wollen, dass sie als Wirtschaftsflüchtlinge ja sehr vom Apartheidregime profitiert hatten, woraufhin wir in einen tiefen Streit gerieten und fast

ein Jahr lang keinen Kontakt hatten. Ein paar Tage nach der Angelobung von Schwarzblau eins war sie es, die sich bei mir meldete; nun, da wir »daheim« auch Rassisten in der Regierung hätten, könnten wir doch wieder miteinander reden. Der Witz war mehr als gewagt, aber ich hatte sie vermisst und lachte, sie klang erleichtert. Seither telefonierten wir an unseren Geburtstagen und den üblichen Feiertagen.

Als ich sie über den Tod ihres Bruders verständigen musste, schluchzte sie kurz auf, fing sich sofort wieder. Sie bitte mich um Verständnis, zum Begräbnis werde sie es nicht schaffen, die zwölf Stunden Flugzeit nach Österreich seien ihr schon seit Jahren zu mühsam.

Nach dem dritten Läuten hob sie ab, und wie immer begannen wir das Gespräch mit der Verwunderung, dass man sich am Telefon so nahe anhöre, als läge bloß eine Gemeindegrenze zwischen uns, nicht die Alpen, die Sahara, der Äquator. Ich erzählte der Tante vom Fortgang der Arbeit. Sie bedankte sich für meinen Aufwand und versprach, mir finanziell unter die Arme zu greifen, ich hätte es ja schwer genug gehabt, sie verzichte auf den Pflichtteil. »Wickle das ab«, sagte sie so unsentimental, als handelte es sich um eine DDR-Firma und nicht um ihr Elternhaus.

Meine Kindheit habe ich als nicht übermäßig unglücklich in Erinnerung, heute weiß ich aber, dass man Kleinkinder nicht an das Tischbein bindet, wenn man sich das Geld für einen Laufstall sparen möchte. Ich hatte das Freunden einmal als lustige Anekdote erzählt, sie aber sahen mich entgeistert an. Mein Onkel muss auch entgeistert gewesen sein, er nahm mich auf und lehrte mich das Laufen. Er hatte früh geheiratet und war bald Witwer geworden, davon blieb ihm so viel Wohlstand, dass er keiner geregelten Arbeit nachgehen musste und sich

selbst einen Privatgelehrten ohne Fachgebiet nannte, wenn ihn denn jemand fragte. Was nicht oft vorkam, denn er blieb weit über das übliche Maß hinaus gern zu Hause. Als Einziger in der damals noch vorhandenen Familie hat er über meine Mutter und den nie angegebenen Kindsvater nicht geurteilt. Die Fürsorge war erleichtert, weil man sich nicht um einen Pflegeplatz für mich kümmern musste. Wenn es einen Trennungsschmerz von meiner Mutter gegeben hat, erinnere ich mich nicht daran. Ich besuche sie nicht mehr oft im Heim, nachdem ich lange vergebens darauf gewartet hatte, dass die Demenz sie weit genug in unsere kurze gemeinsame Vergangenheit treiben würde, um mir näherzukommen. Um eine Suche nach dem Mann anzugehen, der mich gezeugt hat, habe ich zu viele schlechte Romane gelesen und schlechte Filme gesehen, und ich glaube es mir selbst, dass mich seine Identität nie besonders interessiert hat. Es kann kein besonders großer oder besonders schöner Kerl gewesen sein, denn ich unterscheide mich nur in unwesentlichen Eigenschaften vom mir bekannten Teil der Verwandtschaft. Mein Onkel hat die Rolle eines Ersatzvaters nicht angestrebt, und heute beginne ich zu begreifen, dass man sich einem Kind eben nicht aufdrängen will. Es hat mehr als gut gereicht, was er mir war.

Ich setzte mich an den Schreibtisch. Durch das Fenster beobachtete ich die Arbeiter, wie sie in Gurte schlüpfen und sich anseilen. Bald warfen sie die Motorsägen wieder an, in regelmäßigen Abständen fiel nun das regenschwere Gewölle der Schlingpflanzen zu Boden. Die Melancholie, in die mich die Haushaltsauflösung gebracht hatte, empfand ich plötzlich als anregend. Ich packte meinen Laptop aus. Vage erinnerte ich mich an die Ausschreibung einer Literaturzeitschrift zum Thema »Wuchern«. In der Hoffnung, aus der Efeu-Metapher

etwas herausholen zu können, begann ich, über die hinter mir liegenden Tage zu schreiben. Zuerst trabten meine Finger wie brave Jahrmarktponys über die Tastatur, aber wie immer kam der Schreibfluss nach fünf Seiten zum Stocken (für fünf Seiten brauche ich höchstens einen Vormittag, für die sechste dann drei Monate). Dabei rauschte der Regen so dicht, als wolle er mir helfen.

Aus Langeweile versuchte ich, über das antike Telefonmodem meines Onkels ins Internet zu kommen und ich wurde sentimental, als der Einwahl-Sound des 56k-Modems vor sich hin knörte. Es dauerte volle sechs Minuten, bis die Homepage der Literaturzeitschrift geladen war. Zu meinem Ärger stand in der Ausschreibung, dass ein Schreiben gefragt sei, das »auf seine Art ein anarchisches Moment feiert«. Damit konnte ich nun so gar nicht dienen. In mühseliger Kleinarbeit entfernte ich alle Großbuchstaben aus meinem Text, aber es kam auch keine Kunst dabei heraus. Als letzte Rettung fiel mir ein, der Geschichte durch ein Drogenerlebnis Leben einzuhauchen (der Erzähler findet halluzinogene Pilze im Garten, rennt in den Wald und wird drei Tage später kurz vor dem Verdursten gefunden, auf einer Autobahnraststätte, wo er moldawischen Lkw-Fahrern ein Evangelium in einer unbekannten Sprache predigt). Es half nichts. Auch die Überschrift blieb sinnlos, sie hatte mir gefallen, weil mir die »Raumforderung« als so ein vielsagendes Synonym für das Wuchern von Metastasen oder Schlingpflanzen vorgekommen war.

Noch bevor ich den Laptop zuschlagen konnte, riss mich ein Schrei aus dem Zorn über meine literarische Impotenz. »Cheß!«, schrie ein Arbeiter, »schaust du!« Ich sprang auf und lief zum Fenster. Der halbe Hang hatte sich in Dreck aufgelöst und war gegen die Hauswand gerutscht. Noch bevor ich irgendetwas denken konnte, hörte ich einen zweiten Schrei und

gleich darauf das Bersten von morschem Holz. »Lass es keinen der Arbeiter sein!«, dachte ich, »lass es nur keinen Arbeiter sein!«, und rannte hinauf zum Dachboden. Der Arbeiter lag stumm vor Schreck auf einem Haufen zerbrochener Dachziegel und Balken. Das Wasser rann in Strömen herein. Direkt daneben stand der Kübel von gestern, einzelne Tropfen fielen hinein, wie um der Szene die fehlende Absurdität zu verpassen.

Als ich am Abend, nachdem die Rettung den Arbeiter geholt hatte, nachdem mir der Unternehmer von unser beider Glück berichtet hatte, dass der Mann sich den Wirbel wohl nur angeknackst habe, und von seinem Unglück, dass er nun mühsam Ersatz suchen müsse, nachdem die Feuerwehr den Keller ausgepumpt und das Dach mit einer Plane notdürftig abgedichtet hatte, als ich in das Gästezimmer ging, sah ich, dass der Regen auch durch den Plafond getropft war und meinen Laptop ruiniert hatte.

Der Onkel hatte mir das Testament, in dem er mich zum Alleinerben erklärt hatte, gut sichtbar auf seinen Schreibtisch gelegt, samt seiner Geburtsurkunde, einer Mappe mit der Aufschrift »Vermögensnachweise« und einem Zettel, auf den er mit seiner aus der Zeit gefallenen Handschrift notiert hatte: »Es fehlt nur noch mein Totenschein! Ich danke dir.« Ich trug alles zu einem Notar, der die Unterlagen durchsah und schließlich erklärte, dass meiner Mutter wohl ein Pflichtteil zustehe, da müsse ich per Gutachten den aktuellen Einheitswert des Hauses ermitteln lassen und ... ich überspringe alles Folgende, ich will es nicht aufschreiben, es war für mich allein schon zermürend genug.

Es erschütterte mich, wie sehr ich plötzlich durch Geldangelegenheiten behelligt war und mit welchen Leuten ich zu tun bekam. Ich hatte etwas geschenkt bekommen und litt jetzt da-

ran, was mich beschämte. Heute verstehe ich selbst nicht ganz, warum ich mir von einem Immobilienmakler hatte einreden lassen, das Haus abreißen zu lassen, das steigere den Verkaufswert des Grundstücks. Ich hatte weder die Mittel, es in einen annähernd bewohnbaren Zustand zu bringen, noch die Kraft, seinem Verfall zuzusehen – aber eigentlich auch nicht dafür, seine Vernichtung zu bezahlen. Das Geld meines Onkels hatte genau für sein eigenes Leben und dessen Ende gereicht.

Seine vielen, vielen Sachen wegzuerwerfen, kostete mich einiges an Kraft. Wenn ich schon das Wenigste davon aufheben konnte, wollte ich ihm immerhin die Ehre erweisen, nicht alles unbesehen entrümpeln zu lassen. Fast drei Monate blieb ich im Haus, da ich ohnehin gerade aus Johannas Wohnung ausziehen musste und noch zu schwach war, mir in Linz eine neue Wohnung zu suchen. Diese Zeit brauchte ich auch für das Sichten und Ordnen der Dinge. Einiges konnte ich verschenken, das meiste brachte ich ins Altstoffsammelzentrum. Am Ende passte mein Erbe in zwei große Umzugskartons, mein eigener Besitz in sechs. Sobald die Räume leer waren, kam die Energie zurück, mir mein eigenes Leben wieder einzurichten. Meine neue Wohnung war sehr klein, aber nahe an der Donau. Nach dem Umzug verkaufte ich meinen Kombi und atmete auf.

Dann vergab ich den Auftrag für den Abriss. Ich hatte Glück, das Haus stand weniger als fünfhundert Meter von der Absiedelungszone entfernt, innerhalb derer nun alle zehn Jahre Jahrhunderthochwasser die Keller mit Schlamm füllten. Ich hatte Glück, die Wände waren nur aus Heraklit, die Statik passte, keine geschützten Tiere wurden gefährdet und der Gutachter hatte nirgends Asbest gefunden. Ich verdrängte, dass ich meine Mutter aus dem Haus auszahlen musste. Die Kosten für den Notar, die Gutachten und den Abriss überstiegen alles, was ich

mir von dem Moment an auf die Seite gelegt hatte, ab dem ich wusste, was Geld ist. Der herablassende Blick des Bankbeamten beim Kreditantrag machte mich so wütend, dass ich ganze Handflächen bekam. Er war es gewesen, bei dem ich jeden Oktober meine Sumsi-Sparkasse mit den Groschen des Jahres gegen ein billiges buntes Plastikgeschenk eingetauscht hatte, jetzt schaute er im Computer auf mein leeres Konto und kommentierte mein Unvermögen mit einem »Hmmm«, ich schaute auf seine Jahrbücher der Freiwilligen Feuerwehr, seine Mömax-Buddhas und seine Trachtenweste. »Der alten Zeiten wegen, und weil der Herr Onkel auch langjährig bei uns war«, so erwies er mir die Gnade, dass die Bank das Grundstück als Sicherheit akzeptierte. Ich bedankte mich artig und blieb auch freundlich, als er mich fragte, was ich jetzt eigentlich »hauptberuflich« mache.

Thomas Bernhards Brief brachte mir zweitausend Euro. Über Umwege hatte ich einen Sammler gefunden, dessen Begeisterung schon ins Pathologische ging, mein schlechtes Gewissen beruhigte ich, indem ich mir bei der Übergabe eine Stunde lang sein Romanprojekt schildern ließ. Die Handlung bestand hauptsächlich darin, dass der Protagonist Bernhards jagdgrünen W-123-Mercedes stiehlt, umlackieren lässt und damit auf oberösterreichischen Güterwegen ein groteskes Roadmovie erlebt, dessen Verlauf ich mir zum Glück nicht gemerkt habe.

Der Anblick des Baggers, der beim Demolieren des Hauses recht schnell vorankam, tat mir weh, aber ich wollte den Abriss sehen, als gehörte das noch zum Begräbnis. Und bald konnte ich mich nicht mehr sattsehen am Zerstörungswerk. In einer Pause erzählte mir der Arbeiter, dass er wie viele seiner Kollegen seit Jahren eine Zahnschiene tragen müsse, weil er mit dem Unterkiefer unwillkürlich die Bewegungen der Schaufel

und des Greifers nachahme und sich dabei die Zähne schief geschliffen habe. »Das kommt von den Spiegelneuronen!«

Am Abend waren die Grundfesten gefallen und der Keller freigelegt. Da fiel mein Blick auf eine schwarz lackierte Metallkassette, die sich aus einer Höhle im Mauerwerk gelöst haben musste. Ich rannte zum Baggerfahrer, er stoppte die Maschine und ich kletterte in die Grube. Die Kiste war mit einem Schloss versehen. Ein Schlüssel war mir beim Räumen des Hauses nicht untergekommen, wenn es ihn noch gegeben hatte, war er im Sperrmüll gelandet. Die Ränder des Deckels waren zugeschweißt, das Metall überraschend dick. Ich stand im Schutt und rüttelte am Schloss, ich schlug das Scharnier gegen die Kante der Mauer, versuchte, das dünnere Metall zu biegen und zu brechen. Nichts. Ein Pfiff – der Baggerfahrer hielt einen Hammer in der Hand, und ich streckte die meine danach aus. Der nasse Hammer, der im Gegenlicht auf mich herabschießt, war das letzte Bild, das mir erinnerlich ist, dann stieg ich erst wieder bei der Szene ein, in der mich der Notarzt untersucht und ins UKH bringen lässt, er sagt zu den Sanitätern noch, er glaube nicht, dass Liquor ausgetreten sei, aber bei dem Regen ... dann war ich wieder weg.